

Doch verlor Frankreich die Führung, die es erlangt hatte, seitdem der Stoffdruck nicht mehr bloße Imitation, sondern selbständiges Kunstwerk geworden war, noch keineswegs. Der Elfaß, besonders Mühlhausen blieben durch lange Zeit beinahe allein herrschend; erst die letzten Jahrzehnte haben England und Deutschland in erste Linie gebracht.

Die Mühlhauser Periode gilt uns heute gemeinhin als die Zeit tiefsten Verfalls; gegen den naturalistischen Zug dieser Zeit, der sich in den bedruckten Stoffen vielleicht am stärksten verräth — weben ließ sich so etwas gar nicht — sind die Kunstgewerbe-Museen ja hauptsächlich gegründet worden. Und doch hat man es in einem solchen gewagt, Beispiele dieser Zeit nicht nur als historische Belege, sondern gewissermaßen als Muster wieder vorzuführen. Das ist allerdings erst unter einer vorurtheilsfreien Leitung wie jener des Hofrathes von Scala möglich geworden.

Gerade diese Zeit wird großes Interesse bieten. Custos J. Folnesics hat in einem Aufsatz neulich darauf hingewiesen, daß unsere modernen Bestrebungen eigentlich nur die Fortsetzung des verpönten Naturalismus aus der Mitte des Jahrhunderts sind, allerdings geläutert durch das Wiederdurchleben der alten Stile und das Erschließen der japanischen Kunst. Das Schlagende dieser Bemerkung läßt sich kaum irgendwo so deutlich erkennen, wie an den bedruckten Stoffen. Soweit diese die weibliche Kleidung betreffen, waren sie ja immer naturalistisch geblieben; heute sind aber auch wieder die großen Decorationsstoffe, zum Beispiel die bedruckten Samme, wie sie Morris in Leek zuerst herstellte und jetzt besonders Cresfeld erzeugt, in wirklich geläutertem Naturalismus empfunden. Dabei sind die Umrisse so weich, die Uebergänge so zart, wie die Weberei sie nie herstellen könnte. Der Druck hat heute (vielleicht unter Oberkampf zum erstenmal) einen eigenen Stil; es wäre thöricht, ihn beschränken zu wollen, weil eine andere Technik, die wieder in anderer Weise Besseres leistet, ihm nicht überallhin folgen kann. Heute ist der bedruckte Stoff kein Surrogat mehr und vor allem geeignet, moderne Kunst in weiteren Kreisen heimisch zu machen.

Dr. Moritz Dreger.

### Unter Statuen.

Unter alten Statuen verweilend, im Vatican, im capitolinischen und im Museum von Neapel, habe ich jetzt viel an das antike Wesen gedacht. Zuerst ist man ganz bestürzt. Wie ein Wiener Maler dort gesagt hat: „Lernen kann man das doch nie und so muß man sich bloß schämen!“ Man schämt sich, wie es denn geschehen konnte, daß die Menschheit, schon einmal im Besitze des Höchsten, es nicht bewahrt, sondern vergeudet und vergessen hat. Man wird an allem irre. Sind etwa diese zweitausend Jahre nur ein Triumph des Bösen über die Wahrheit gewesen? Ein Aufstand der schlechten Menschen? Ein ungeheurer Betrug? Und vielleicht leben die alten Götter noch in den heiligen Hainen. Kann die Wahrheit gestorben sein? Kann die Schönheit untergehen? Vielleicht leben die alten Götter noch in den heiligen Hainen. Vielleicht ist unsere ewige leere Sehnsucht nichts als ein Heimweh nach dem alten Glauben. Vielleicht richten wir die alten Altäre wieder auf. Vielleicht zünden wir die alten Feuer wieder an. Vielleicht leben die alten Götter noch in den heiligen Hainen.

Man spürt, daß die alte Religion und ihre Dienerin, die Kunst, eine Macht gehabt haben, die unseren fehlt: sie haben den Menschen leben geholfen. Wie? Was ist es eigentlich, wie sollen wir es nennen, was uns ihre Zeichen, die Statuen, empfinden lassen?

Es heißt immer, daß die alte Kunst so froh gewesen ist. Froh? Gewiß, aber freilich in einem Sinne, den man erst verstehen lernen muß. Froh, aber nicht unbesorgt, sondern froh wie ein Kranker, der entseßlich gepeinigt worden ist und nun einmal einen guten Tag hat, eine Pause in den Schmerzen, die müde geworden sind und sich ausruhen. Nun athmet er auf und streckt die Hände aus und ist dankbar; nun möchte er vor Nührung jeden Strauch und jede Blume küssen, seliger, als es jemals ein Gesunder sein kann; nun fühlt er sich so frei, so stark, so heiter, der kurze Tag wird ihm zu einem Jahr von Glück, und er ist dankbar. Nur bleibt freilich eine schwere Wolke hängen; denn er weiß, die Schmerzen kommen wieder. Und er hat Angst. Nicht Angst vor den Schmerzen, sondern es ängstigt ihn, den guten Tag zu versäumen. Und immer sagt er sich vor: Sei dankbar, genieße, gleich ist der Tag vorbei, die Schmerzen kommen wieder, genieße! Und er möchte den Kopf in die Erde stecken, um ihren tiefen und heiligen Geruch einzusaugen, und jedes Blatt möchte er an den Bäumen berühren, um zu danken, um nur zu danken, so voll ist er bis an den Rand von großer Dankbarkeit. Und der Tag ist um und die Schmerzen kommen wieder, aber jetzt schreit er nicht mehr, sondern lächelt still, weil er immer an den guten Tag denkt. Dieser ist mit allen Qualen der Hölle nicht zu theuer bezahlt. Und wie auf seinem Glück doch immer die dunkle Furcht vor dem Leid gelegen ist, so lüftet in seinem Leid jetzt die Erinnerung nicht aus, die Erinnerung an den guten Tag.

Ich weiß nicht, ob man sich recht vorstellen wird, was ich andeuten möchte. Mein erstes Gefühl ist unter den Statuen immer

gewesen: diese armen Menschen! Was müssen diese armen Menschen gelitten haben, um so still, so höflich und so dankbar zu werden! Es muß eine Zeit der wildesten Greuel gewesen sein, bevor es den Griechen zutheil wurde auszuruhen. Diese Statuen haben immer etwas von Menschen, die als Kinder einmal sehr erschreckt worden sind und jetzt noch schlecht träumen und auf eine schieue und befangene Art spielen, tändeln möchten, um nur nicht erinnert zu werden. Sie haben etwas von Reconvalescenten, die noch nicht sicher sind, sich noch nicht trauen und leicht zu weinen anfangen. Froh, heißt es, sind sie. Freilich, aber froh wie einer, den man vom Galgen heruntergeholt hätte, der schon den Tod gesehen hat und jetzt erst weiß, wie das Leben schön ist und daß alles, was lebt, schön ist, schon dadurch allein, daß es lebt! Und er greift jedes Gras an und freut sich, er horcht auf den Wind und freut sich, er verehrt die Gnaden der Natur und freut sich, alles ist ihm wie ein Wunder und ein Geschenk, seit man ihn vom Galgen geholt hat. Er ist glücklicher als die Anderen, denn er weiß es jetzt erst, was es um das Leben ist, aber im höchsten Glücke schüttelt es ihn noch manchmal leise und er wankt und wird blaß, weil er nicht vergessen kann. Aber vielleicht will er es auch gar nicht vergessen. Vielleicht zwingt er sich selbst, immer wieder an den Anblick des Todes zu denken, weil er es damals erst erkannt hat und es sich bewahren will. Vielleicht haben die Griechen das Schreckliche, das ihnen vorausgegangen sein muß, nicht vergessen wollen, um empfänglich und dankbar zu bleiben. Aber nicht bloß eine Erinnerung an Qualen, die gewesen sind, sondern eine Ahnung von Qualen, die sein werden, haben ihre Statuen immer. Sie kommen aus furchtbaren Gegenden her, sie werden in furchtbare Gegenden gehen, dazwischen bleiben sie stehen und lächeln. Ihre Freude ist rings von Furcht umgeben, von der Furcht vor dem, was war, und von der Furcht vor dem, was sein wird. Dazwischen ist das Leben. Sie haben immer etwas von Helden vor einer Schlacht, die den Tod bringen wird. Sie sind gefaßt, es ist alles gerüstet, morgen wird die Schlacht sein und sie können nicht schlafen und sie wachen und erwarten Tod; und jetzt wissen sie erst, wie schön das Leben gewesen ist. Sie verzagen nicht, sie haben Muth, aber nun sehen sie das Leben noch einmal an wie eine geliebte Heimat, die man verlassen muß. Sie stehen gleichsam auf dem letzten Berge an der Grenze, drüben ist das Schicksal, und da wenden sie sich noch einmal zurück und winken hin und grüßen die theure. Aber sie ist wie verklärt, ein Schein liegt auf jedem Baum, auf jedem Haus, und da haben die Helden, gefaßt und gerüstet und bereit, Thränen in den Augen und einer berührt den anderen leise an der Hand und zeigt auf die Erde und sie sagen: Siehe, wie schön es ist, wir aber müssen fort; seid gesegnet, die ihr noch bleiben dürft, seid gesegnet und lebt!

Die Kunst der Griechen ist Moral gewesen. Was weise Männer erkannt haben, hat sie das Volk wissen lassen. Jede Statue ist wie eine Tafel mit einer Maxime. In seinem Garten sitzend, mit dem Blick auf eine Herme des härtigen Dionys oder auf einen Faun, war der sinnende Jüngling von den größten Gedanken der Weisen umgeben. Er konnte nicht durch die Stadt gehen, ohne bei jedem Schritte getröstet und zum Leben ermuthigt zu werden. Auf jedem Plaze, vor jedem Tempel wurde ihm eine andere Methode des Glückes angeboten, je nach seinem Wesen zu wählen. Der Künstler dachte nicht zu gefallen oder zu verwundern, sondern er war einer, der von den Weisen erfahren hatte, was wahr und gut ist, und dem die Götter es gegeben hatten, das Wahre und das Gute die anderen, die Armen, fühlen zu lassen. Niemals begehrte er, sich selbst auszusprechen, von seinen Leiden zu erzählen, seine Freuden zu verkünden, sondern er wollte ein Bote sein, ein Bote der Weisen bei den Armen. Was dem Volke in schweren Zeiten, wenn es von Feinden bedroht war, in Kriegen oder Aufständen und Erschütterungen geschehen war, wurde bei den Weisen, die es betrachteten, zu einer großen Lehre. Nun haben wir gelernt, sagten sie sich am Ende von Gefahren, daß dieses uns verderblich ist oder daß jenes uns fehlt. So stellten sie ein Verbot oder ein Gesetz auf, dieses sollten die Künstler anschauen lassen. Indem es vor den Statuen stand und sie bedachte, lernte das Volk die höchste Weisheit kennen, die den Eltern durch das Schicksal zugetheilt worden war. So geschah es, daß nichts verloren gieng: was die einen erlitten hatten, wurde in den den anderen zu schützenden Gedanken und was die Weisen erdacht, wurde von den Armen auf dem Markte angeschaut. Es konnte nichts verloren gehen; da hatte keiner eine Freude, die nicht von zarten Händen aufbewahrt worden wäre, für die anderen; da hatte keiner ein Leid, das nicht gleich zu einer Warnung für alle geworden wäre. Wie oft beklagen wir, daß jeder Mensch das Leben wieder von vorne anfängt; so sind unsere Schmerzen umsonst, unsere Verirrungen haben keinem geholfen! Damals ist gesorgt gewesen, daß das Leben der Geschlechter wie auf einer großen Stiege war, der Vater hob den Sohn auf die nächste Stufe. Was einer gelitten hatte, wurde den anderen erspart, jede Freude wurde im ganzen Kreise herumgereicht; keine That, kein Gedanke, kein Leben war umsonst, alles gehörte allen an. Dieses Wunder zu vollbringen, das Gute allgemein zu machen und das Glück der Einsamen, der Lieblinge zu den Vielen und den Armen zu bringen, ist damals